

GRITT RICHTER

„Ich möchte mehr Antworten als Fragen“

Im August 2002 erreicht uns eine E-Mail. Ebla (Name auf Wunsch geändert) schreibt, sie sei selbst von Genitalverstümmelung betroffen und wünsche sich, dass Ärzt/innen in Deutschland auf diesem Gebiet besser geschult würden. Das ist ganz in unserem Sinne, schließlich engagiert sich TERREDESFEMMES seit langer Zeit auch mit Fortbildungen in diesem Bereich. Wir fragen, ob sie zu einem Interview bereit ist, und ein paar Wochen später sprechen wir uns am Telefon.

Eblas Eltern sind aus Äthiopien bzw Eritrea vor dem Bürgerkrieg in den Sudan geflohen. Dort wurde Ebla geboren und sieben Tage nach ihrer Geburt an ihren Genitalien verstümmelt. Ein Jahr später kam sie mit ihrer Familie nach Deutschland und lebte viele Jahre in Baden-Württemberg. Heute studiert die 23-Jährige in Berlin Geschichte und Afrikawissenschaften.

Eine von Genitalverstümmelung betroffene Frau sucht kompetente Beratung und medizinische Behandlung

Eblas Auseinandersetzung mit ihrer Verstümmelung beginnt im Alter von 16 Jahren, als sie zum ersten Mal einen Frauenarzt aufsucht. Davor habe sie über die gesundheitlichen Probleme gar nicht nachgedacht, es sei normal für

sie gewesen, solche Beschwerden zu haben, sagt sie. Erst mit dem Einsetzen der Menstruation seien diese noch schlimmer geworden: „Ich hatte wahnsinnige Regelschmerzen und eine schlimme Übelkeit. Oft musste ich mich bis zu 20-mal hintereinander übergeben. Einige Male bin ich deshalb auch ins Krankenhaus gekommen.“ Doch immer noch weiß sie nicht warum und stellt auch keine Fragen.

Bei ihrem ersten Besuch bei einem Frauenarzt spricht sie dieser darauf an. Er teilt ihr mit, dass da „etwas“ gemacht worden sei und meint, man könne das auch verändern, er wisse aber nicht wie. Rückblickend empfindet Ebla die Art, wie er mit ihr umgegangen ist, wie einen schlechten Traum: „Er hatte nicht viel Ahnung und ist auch gar nicht darauf eingegangen, dass ich selbst gar nichts über meine Beschneidung wusste. Er fing an, irgendwelche Zeichnungen zu machen, strich ständig etwas weg. So auf die Schnelle war es für mich ein Schock plötzlich zu wissen, dass dies und jenes

nicht mehr da und ich zudem zugenäht war. Ich fand das sehr unsensibel.“

Immerhin hat dieses Gespräch aber den Wunsch in ihr geweckt, diesen Zustand der Schmerzen zu ändern. „Ich wollte wirklich etwas machen. Es hat dann aber Jahre gedauert, bis ich das tatsächlich umgesetzt habe“, erzählt sie.

Zu diesem Zeitpunkt beginnt die Auseinandersetzung im Elternhaus. Ebla hat vorher mit ihren Eltern nie über die Verstümmelung gesprochen und sucht zunächst das Gespräch mit ihrer Mutter. „Meine Mutter hat damals ein bisschen unschön reagiert. Sie wollte überhaupt nicht darüber reden und meinte nur, das sei doch alles normal und warum ich denn überhaupt so einen Aufreiß machen würde. Sie ist selbst beschnitten.“

Ebla erzählt ihr auch von ihrem Wunsch, eine offene Operation machen zu lassen. Ihre Mutter nimmt das einfach nicht Ernst, versteht es auch nicht und zieht ihren Plan dann auch noch ins Lächerliche. Ebla fühlt sich im Stich gelassen. „Das alles war sehr belastend“, sagt sie heute über diese Zeit. Doch ihr Entschluss stand fest, und sie machte sich auf die Suche nach einem Arzt oder einer Ärztin.

Der Frauenarzt, bei dem sie zuerst war, hatte ihr vorgeschlagen, dass man „das“ unter lokaler Betäubung in einer Praxis machen könne. Das würde auch alles nicht so lange dauern. „Das wollte ich aber nicht, und so bin ich in die Universitätsklinik, in die Charité gegangen. Die Ärztin dort wusste nichts über die Beschneidung und fragte mich ständig, was ich denn darüber wisse. Sie fände das alles sehr interessant.“ Ebla kommt sich vor wie in einem Kuriositätenkabinett und fühlt sich ausgestellt. Es fehlt nur noch, dass die Student/innen geholt werden, dachte sie. So fällt ihre Entscheidung gegen die Charité, denn sie findet es nicht in Ordnung, „dass man der interessante Fall ist“. Über weitere Umwege findet Ebla glücklicherweise eine sehr nette Ärztin, die sich schon ein bisschen mit der genitalen Verstümmelung auskennt und nicht mehr Fragen stellt als sie selbst beantworten kann. Alles läuft etwas „routinemäßiger“. Diese Ärztin überweist sie schließlich für die Operation in ein Krankenhaus. Dort bleibt Ebla eine Woche. Mit dem Ergebnis ist sie sehr zufrieden: „Es geht mir gesundheitlich besser, und ich habe endlich keine Schmerzen mehr. Es hat sich

teilweise auch ein anderes Körpergefühl eingestellt, zum Beispiel wenn ich auf die Toilette gehe.“

Nach ihren Wünschen an die Medizinerin gefragt, antwortet sie: „Ich würde mir wünschen, dass dieses ‚Überrascht-Sein‘ wegfällt und damit eine solche Untersuchung mehr Normalität wird. Ich wünsche mir auch, dass sie wenigstens schon einmal etwas davon gehört haben und dass sie informierter sind. Ich möchte nicht hören ‚Ich weiß leider nichts darüber, sagen Sie doch mal‘ und möchte auch nicht als interessanter Fall hingestellt werden. Sie sollten wissen, dass es verschiedene Beschneidungsformen gibt. Auch hat mich gestört, dass die Beschneidung immer nur als ein körperliches Problem gesehen wurde. Klar ist es für den Gynäkologen primär ein körperliches Problem, aber es bringt auch einfach eine große seelische Belastung mit sich. Im Nachhinein finde ich es in meinem Fall auch schlimm, dass dieser erste Arzt gesagt hat, man könne es bei mir auch ambulant machen. Ich bin froh, dass ich das nicht gemacht habe, denn ich lag ja dann eine Woche im Krankenhaus und will mir nicht vorstellen, wie unangenehm der Eingriff, so nebenbei gemacht, in einer Praxis gewesen wäre.“

Heute spürt Ebla Glück und eine große Erleichterung darüber, dass sie allein – trotz aller Widrigkeiten und auch ohne die Unterstützung ihrer Mutter – den Schritt zu einer öffnenden Operation gewagt hat. „Es ist immer wieder dieser Gedanke in mir: Ich habe es geschafft!“

Leider kann sie auch heute noch nicht mit ihrer Mutter über die Genitalverstümmelung reden. „Ich bin ihr nicht böse, dass ich beschnitten bin, aber ich bin schon enttäuscht darüber, dass sie sich nicht damit befassen und nicht mit mir darüber reden will. Sie blockt immer ab, hat mir nie konkrete Antworten gegeben. Sie erkennt auch die Zusammenhänge bis heute nicht, z.B. den Schaden für die Gesundheit und dass ich deshalb große Schmerzen hatte. Sie sagt dann nur ‚Das ist doch normal. Das haben wir ja alle.‘ Sie findet die Beschneidung wichtig, weil Frauen sonst zu viel Sex haben wollen. Auch nach so langer Zeit kann sie einfach nicht verstehen, dass ich eine andere Einstellung dazu habe, und leider versucht sie es auch gar nicht erst. Doch ich weiß, dass das geht, weil ich es bei meinem Vater gesehen habe. Anfangs hatte ich vor ihm alles sehr geheim gehalten, doch als es dann herauskam, hatte ich mit ihm ein sehr positives Gespräch. Es geht also. Ich glaube, dass meine Mutter im Innersten vielleicht einsieht, dass sie einen Fehler gemacht hat. Doch wenn sie dies zugäbe, müsste sie auch ihr eigenes Leben in Frage stellen.“

Wenn Ebla eine Tochter hätte, würde sie diese nicht verstümmeln lassen. Das steht für sie fest. Und auch die Tochter ihrer Schwester wird unverehrt auf-

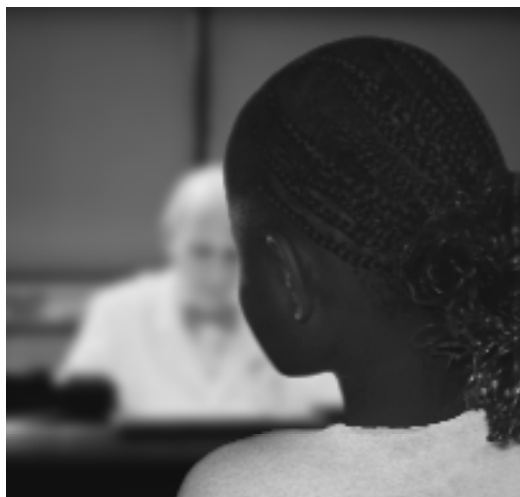
wachsen. Sie glaubt, dass die Frauen ihrer Generation diesen Eingriff ganz anders reflektieren und dass sich hier etwas verändern wird. Auch wenn sie zugeben muss, dass unter Eritreer/innen und Äthiopier/innen in Deutschland

ihrer Kenntnis nach nicht so viel über das Thema gesprochen wird. Unter älteren Menschen sei es noch mehr tabuisiert. „Es ist sehr schwierig, weil jede anders damit umgeht. Ich habe meine Entscheidung glücklicherweise so getroffen, andere wollen nicht darüber sprechen.“

Und eines möchte sie noch zum Abschluss unseres Gespräches sagen. „Ich habe vor meiner Operation verzweifelt nach irgendwelchen Gruppen betroffener Frauen gesucht. Denn ich wollte mich mit meinem Innenleben auseinandersetzen und hätte dabei wirklich Unterstützung gebraucht. Letztlich habe ich eine Gruppe in Berlin gefunden, aber das war sehr schwierig. Damals habe ich alles alleine machen müssen, und ich denke, es müsste doch Möglichkeiten geben, Mädchen, die Unterstützung suchen und brauchen, nicht allein zu lassen.“

Nachbemerkung:

Als Ebla nach einer Anlaufstelle suchte (etwa 1999) gab es noch keine offiziellen Adressen für Betroffene in Deutschland. Mittlerweile existieren allein vier Beratungsstellen für Afrikaner/innen, die von Afrikanerinnen betreut werden. Sie sind vor allem in Berlin konzentriert, aber sie arbeiten auch in Frankfurt und München. Sicher müssen es noch mehr werden und ihr Bekanntheitsgrad muss wachsen, damit Mädchen wie Ebla nicht umsonst nach Unterstützung suchen. Die Adressen dieser Beratungsstellen können im Bundesbüro angefordert oder im Internet unter www.frauenrechte.de abgerufen werden.



Besser informierte
ÄrztInnen wünschen
sich die Betroffenen

Foto: Ingrid Meyerhöfer